

Süddeutsche Zeitung

Süddeutsche Zeitung, 17.07.2010, Ausgabe München, Bayern, Deutschland, S. 34

Ressort: Report
Rubrik: Serie

Krisenerprob

Sie kämpfen um Seminarplätze, um Praktika, um Jobs: Selten waren die Chancen für Wirtschaftsstudenten so schlecht wie jetzt. Doch vielleicht sind sie deshalb besser gerüstet für die Praxis als die Generation vor ihnen

Frankfurt - Es ist eng an diesem Sommernachmittag in Hörsaal fünf der Frankfurter Universität. Dicht an dicht sitzen die Wirtschaftsstudenten in den Bankreihen. Das liegt vielleicht auch an dem Vortragenden. Nikolaus Schweickart, der einst als Vorstandschef den Chemie- und Pharmakonzern Altana groß und dessen Aktionäre reich gemacht hat, gibt jetzt Seminare an der Johann Wolfgang Goethe-Universität. Ein Manager also, von dem die Studenten erfahren können, wie es ist in der realen Wirtschaft, was sie erwartet, wenn sie dereinst in Banken oder den Einkaufsabteilungen großer Konzerne arbeiten werden. Einer, der Tipps geben könnte, wie man auch in schwierigen Zeiten Profit machen kann. Doch Schweickart redet nicht über Profite. "Wer reich stirbt, stirbt in Schande", zitiert er Andrew Carnegie, der als Stahlmagnat und großzügiger Spender in die Wirtschaftsgeschichte einging. Carnegie hat diesen Satz vor 121 Jahren geschrieben. Er ist wohl etwas in Vergessenheit geraten. "Wenn sich alle Unternehmen daran hielten", sagt Schweickart jetzt, "dann müsste die Bundesregierung kein Sparpaket schnüren."

In einer der hinteren Reihen sitzt Stephanie Horst, 21 Jahre alt und Studentin im sechsten Semester. Sie hat den Satz von Andrew Carnegie schon einmal gehört. Zu Hause, von den Eltern. Natürlich möchte auch sie einmal Geld verdienen, sagt sie. "Aber das steht nicht an erster Stelle. So wurde ich einfach erzogen." Sie kenne einige Leute, die viel Geld verdienen, aber kaum noch Zeit haben, es auszugeben. Das sei nicht ihre Vorstellung vom Leben, sagt sie. Stephanie Horst will Steuerberaterin werden. In den Semesterferien hat sie ein Praktikum in einem Steuerberatungsbüro gemacht, das hat ihr gefallen. Ein paar Bewerbungen hat sie schon losgeschickt, aber sie weiß, dass es nicht leicht sein wird, eine Stelle zu finden. "Die großen Firmen haben hohe Anforderungen an die Absolventen, und die kleineren Unternehmen nehmen lieber Leute, die Berufserfahrung haben und die sie nicht erst einarbeiten müssen." Ihr Traum sei es, sich selbstständig zu machen, ihr eigenes Büro zu haben oder sogar eine Kanzlei mit mehreren Mitarbeitern. Doch vielleicht wird das ein Traum bleiben. Geld sei schließlich nicht im Überfluss vorhanden, sagt sie. "Im Zuge der Finanzkrise haben nicht einmal große Firmen Kredite bekommen. Wie soll das dann einem Einzelnen gelingen?" Sparen aber, Geld beiseite legen, das will sie in jedem Fall versuchen.

Sie hat ein Ziel, hat sich Gedanken gemacht, wie es weitergehen könnte mit ihr, ist auch zuversichtlich, dass es irgendwie klappen wird. Doch mit den Lebensentwürfen, die man noch vor einigen Jahren von Studenten der Betriebswirtschaft zu hören bekam, hat ihrer nichts mehr gemein. Sicher, es gibt sie noch, jene dynamischen Überflieger, die die Karriereleiter zwei Stufen auf einmal nach oben klettern wollen, direkt von der Uni zu einer der großen Beratungsfirmen - Stichwort: McKinsey - streben oder gleich als Assistent des Vorstandschefs eines Dax-Unternehmens anheuern wollen. Zum Beispiel der junge Typ in den vorderen Reihen des Hörsaals, mit Poloshirt und siegesgewissem Lächeln, der erzählt, er wolle Investmentbanker werden, denn nirgendwo sonst könnte man so schnell so viel Geld verdienen. Und der noch nachschiebt: "Mich reizt das Risiko." Als habe es die Finanzkrise nie gegeben. Doch diese Typen sind an der Uni selten geworden.

Mutlos, sagt Stephanie Horst, sei sie nicht. Eher realistisch. Im Grunde genommen sei es ein Glücksfall, dass die Finanz- und Wirtschaftskrise in ihre Studienzeit fällt, meint sie. Früher habe sie in Geschichtsbüchern schauen müssen, um zu verstehen, dass der Vorlesungsstoff nicht nur Theorie ist. Dass Banken, Unternehmen, sogar Staaten ins Wanken geraten, könne sie nun live verfolgen, in den Abendnachrichten im Fernsehen. So habe sie begriffen, dass Formeln und Grafiken zu statisch sind, um die Wirklichkeit in der Wirtschaft zu erklären.

Auch Hans-Joachim Böcking, der an der Frankfurter Universität Rechnungswesen lehrt, glaubt, dass die Krise für die Studenten trotz der Belastungen und schlechten Aussichten am Arbeitsmarkt eine lehrreiche Erfahrung sei. "Wer erlebt, dass auch Banken zusammenbrechen können, der ist geerdet, der verinnerlicht die Grenzen der Kapitalmarkttheorie." Das sei sicherlich etwas, das diese Generation von Studenten prägen, vielleicht sogar stärken werde.

Christoph Wallek war mittendrin im Epizentrum, als es passierte. Im September 2008, als die Investmentbank Lehman Brothers pleite ging und die Finanzbranche ins Beben geriet, machte der heute 28-Jährige ein Praktikum in der New Yorker Niederlassung einer deutschen Bank. Lehman Brothers lag auf seinem Weg, wenn er morgens zur Arbeit und abends nach Hause ging. "Man hat gemerkt, dass da etwas Mächtiges passiert", erinnert er sich. Erst kamen die Limousinen mit wichtigen Leuten, die in die Tiefgarage fuhren, dann die Übertragungswagen der Fernsehreporter, die sich vor dem Haus aufrehten. Und noch später, erzählt er, trugen die Banker ihre Kartons aus den Büros. Er gibt zu, dass er damals froh gewesen sei, "dass ich erst einmal zurück an die Uni musste, um meine Diplomarbeit zu schreiben."

Die Atempause hat nicht viel gebracht. Denn als er ein gutes Jahr später seine Diplomarbeit beendet hatte, hatte die Krise nicht nur die Finanzbranche, sondern die Wirtschaft insgesamt erfasst. Unter den Studenten an der Uni kursierten wilde Geschichten über die Schwierigkeiten, einen Job zu finden. Dass die Einstiegsgehälter um ein Zehntel abgesackt seien, dass auch ein Engagement bei einem großen Konzern keine Sicherheit bedeute, dass viele Absolventen nach der Probezeit nicht übernommen wurden. "Einige Kommilitonen hatten bereits mündlich Arbeitsverträge vereinbart, die kurzfristig zurückgezogen wurden."

Christoph Wallek griff damals zu, als ihm eine Assistentenstelle am Lehrstuhl für Wirtschaftsprüfung angeboten wurde. Glück, sagt er, gehörte dazu. "Ein halbes Jahr früher oder ein halbes Jahr später hätte ich keine Stelle bekommen - egal, wie gut meine Noten waren." Jetzt schreibt er an seiner Doktorarbeit über Fragen der nationalen und internationalen Rechnungslegung. Einen sicheren Plan für die Zukunft aber hat er immer noch nicht. Er kann sich vieles vorstellen, eine wissenschaftliche Laufbahn ebenso wie eine Karriere bei einer Bank oder bei in einer Wirtschaftsprüfungsgesellschaft. "Derzeit fühle ich mich sehr wohl, aber den Kontakt zu den Unternehmen, bei denen ich früher gearbeitet habe, halte ich aufrecht", sagt er. "Ich möchte mir alles offen halten." Es gab Kommilitonen, die zielstrebigere waren als er. Die einen genauen Plan hatten - und penibel darauf achteten, ihren Lebenslauf danach auszurichten. Doch am Ende des Studiums hatte ihnen das nicht viel genutzt.

Die Perspektiven haben Christoph Wallek und die Studenten der Frankfurter Universität ständig vor sich. Wenn man aus den Hörsälen herauskommt und zu den Treppen geht, die hinunter zur Cafeteria führen, dann sieht man durch das Fenster in der Ferne die Bankentürme von Frankfurt. Links, mit der höchsten Spitze, die inzwischen zum Teil verstaatlichte Commerzbank, rechts, im etwas niedrigeren Gebäude, die nach wie vor übermächtige Deutsche Bank. Die Studenten sehen diese Silhouette täglich. Wer will, kann hier an die Bedeutung der Bankenbranche erinnert werden: Wenn es um die Finanzen gut steht, geht es der deutschen Wirtschaft gut und es gibt gute Aussichten auf Jobs und Praktika. Geraten die Banken ins Taumeln, wanken auch die Pläne der Studenten.

Rolf Pfeiffer, 42 Jahre alt, Unternehmensberater, sitzt in der Cafeteria im Erdgeschoss des Uni-Gebäudes. Ihm ist dieser Blick auf die Dinge zu eng. Seit dem vergangenen Herbst betreut er auch die Studenten aus einem Masterprogramm an der Frankfurter Universität, etwa 30 Leute aus 15 Ländern. Ein paar Kaufleute sind dabei, Juristen, aber auch Ingenieure und Informatiker. Drei bis vier Jahre Berufserfahrung haben sie bereits hinter sich. Nach dem Masterstudium wollen sie dort wieder einsteigen, wo sie ausgestiegen sind. Oder besser noch: etwas höher. Und einigen, glaubt Pfeiffer, wird das auch gelingen.

In den vergangenen Monaten mussten seine Studenten Praktika absolvieren, in einer ihnen zumeist fremden Sprache. Sie haben mit Menschen zusammengearbeitet, die eine gänzlich andere Art hatten, die Dinge anzupacken. Das sei eine harte, aber gute Schule, sagt Pfeiffer. Im vergangenen Jahr aber sei es besonders hart gewesen. Weil die Geschäfte vieler Unternehmen schlecht liefen, war es schwer, einen Praktikumsplatz zu bekommen, erst recht einen gut bezahlten. Das hat auch die Stimmung unter den Studenten geprägt: Wer von einer offenen Stelle hörte, hat es den Kommilitonen nicht mehr erzählt. Und bei Gruppenarbeiten wurde darauf geachtet, dass nicht nur ein paar die Arbeit machten und die anderen lediglich ihren Namen daruntersetzten.

Es waren Herausforderungen, glaubt Pfeiffer, vor denen die Studenten auch in Zukunft immer wieder stehen werden. Wer sich hier durchgeboxt habe, der boxe sich auch anderswo durch.

So wie Teresa Harris, 26 Jahre alt. Die Amerikanerin hat sich für das Aufbaustudium in Frankfurt entschieden, weil sie mehr erreichen will im Leben. Sie hatte ein Haus, ein Auto - und einen Job in einem großen Einzelhandelsunternehmen, aber in untergeordneter Stellung. "Das hat mich nicht mehr erfüllt. Ich wollte diejenige sein, die Entscheidungen trifft, und nicht mehr diejenige, die sie ausführt", sagt sie. Doch um aufzusteigen, brauche sie einen höheren Abschluss. Und je härter der Wettbewerb um die Stellen ist, desto stärker müsse sie sich durch Leistung von anderen abheben. Gut 40 Bewerbungsmappen hat sie jetzt verschickt, an Unternehmen weltweit und in den unterschiedlichsten Branchen. Sie hofft auf einen Job als Personalentwicklerin. "Wenn du gut bist, dann bist du gut, auch in Krisenzeiten", sagt sie.

Sind die Studenten, die nun die Universität verlassen, egoistischer? Rolf Pfeiffer hält nichts von den Klagen über die vielen Streber, die angeblich nicht mehr an die Gemeinschaft denken, weil sie nur noch ihre eigene Karriere im Kopf haben. "Was ist das Gegenteil von einer guten Freundschaft?", fragt er - und gibt die Antwort gleich selbst: "Hass, natürlich." Es gebe aber noch eine andere Empfindung: Gleichgültigkeit. Alle drei Gefühle werden stärker, je schlechter die Arbeitsmarktlage wird, sagt Pfeiffer. "Den Konkurrenten werde ich noch mehr hassen. Und ich werde noch seltener an den denken, der mir schon im Studium egal war." Aber auch die Freundschaft werde stärker: Einem guten Freund werde man dann doch von der ausgeschriebenen Stelle berichten. "Weil ich eher bereit bin zu akzeptieren, dass es mir etwas schlechter geht, als zuzusehen, dass mein Freund leidet."

"Wer sich hier durchgeboxt hat, der boxt sich auch anderswo durch."

Von Varinia Bernau

Bildunterschrift: Die Amerikanerin Theresa Harris kam für ein Aufbaustudium nach Frankfurt, weil sie "zu den Entscheidern" von morgen zählen will. Fotos: privat, Grafik: h1-daxl.de

Christoph Wallek war in New York, als Lehman Brothers pleite ging - und froh, als er kurz darauf eine Assistentenstelle an der Universität bekam.

Vorgang: Studiengang: Wirtschaftswissenschaften